

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 140 (1861)

Artikel: Lebende Bilder aus Amerika
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebende Bilder aus Amerika.

Der Sonntag.

Alle Grenzen denkbarer Möglichkeit überschreitet die Stille eines amerikanischen Sonntags. Todtenstille auf allen Straßen, in allen Häusern. Kein Wagen, kein Dampfschiff, keine Eisenbahn darf in Bewegung gesetzt werden, die allernothwendigsten für Berufsreisende abgerechnet; Kaufläden und Postbureauur sind alle geschlossen, und die Wirthshäuser dürfen bei hoher Strafe nicht offen haben. Die sogenannten „blauen“ Gesetze des Staates Konnectikut verboten sogar jeden Spaziergang, sie verboten das Kochen am Sonntage, ja sie verboten, daß der Mann seine Frau küßte. Nichtsdestoweniger brennt es an keinen Tagen mehr als an Sonntagen. Grabesstille soll herrschen, so lautet das Gesetz, und nicht einmal Milch oder Brod, geschweige Zigarren, sind zu kaufen, außer mit Umgehung des Gesetzes. Einzig in der Weltstadt Newyork ist es etwas anders. Da haben die Hunderttausend Deutsche, welche die Hauptstadt Nordamerikas unter seinen 600,000 Einwohnern zählt, das „Sacred-Concert“, zu Deutsch „Kirchenmusik“, erfunden. „Kirchenmusik“ ist erlaubt und in allen deutschen Wirthshäusern, ja selbst im deutschen Theater, nach den Anzeigen öffentlicher Blätter zu hören. In den Wirthshäusern aber scheint's Dir fast, als ob die Trompetermusik Walzer von ihrem hohen Stande herabschmeiterte. Und das Billardspielen, das Scheibenschießen mit der Bolzbüchse, die komischen Vorträge von Tyrolern Sängern, die gymnastischen Sprünge einiger Künstler kannst Du doch auch fast unmöglich für „Kirchenmusik“ halten. „Man muß sich halt zu helfen wissen!“ denken sie. Allmählig finden die jüngeren Amerikaner Geschmack an dieser „Kirchenmusik“, besonders aber am Lagerbier, das dabei getrunken wird.

Wenn der Amerikaner am Sonntage aufsteht, so ist es sein Erstes, daß er nach dem Wetter sieht: ob er trockenen Fußes in die Kirche gehen könne. Aber es mag regnen oder schneien, Nichts hält ihn davon ab. Er hat vielleicht die ganze Woche auf Nichts gesonnen, als wie er seine Nebenmenschen übervortheile, er ist vielleicht auf den schlimmsten Wegen

gegangen: Sonntags nimmt er sein Gebetbuch unter den Arm und wandert zur Kirche, und wie er, so die Frau, die Kinder. Nach dem ersten Gottesdienste gehen sie nach Hause zum Essen und Trinken, darnach wieder auf einige Stunden zur Kirche und Abends zum dritten Male.

Man rechnet in den vereinigten Staaten auf 600 Menschen eine Pfarrkirche und über achtzig verschiedene Glaubensgemeinschaften oder Sekten. Es ist keine religiöse Idee so unsinnig, daß sie nicht Anhänger fände, und der Stifter solch einer Sekte wird, wenn er Gläubige genug gefunden, ihr „Pfarrer.“ Der Besuch der Kirche kostet ein Eintrittsgeld, wie derjenige des Theaters. Aus diesem und den freiwilligen Beiträgen werden der Bau und der Unterhalt der Kirchen, sowie die Befoldung der „Pfarrer“ bestritten. Von Staats oder Gemeinde wegen geschieht Nichts für die Kirche; der Staat sorgt nur für Aufrechthaltung der Sonntagsfeier.

Frauenleben.

Eine Frau in den vereinigten Staaten ist keine Ehehälftie, noch viel weniger eine Gehülftin im biblischen Sinne, sondern selbst für ihren eigenen Mann nur eine Dame, der man beständig Komplimente und Ehrenbezeugungen machen muß, die man fürchtet oder respektirt, zu der man sich aber nicht hingezogen fühlt. Das Mädchen zu einer Hausfrau zu erziehen, gälte als eine Schande. Statt hauswirthschaftlicher Kenntnisse und weiblicher Handarbeiten lernt es Musik, Chemie, Naturwissenschaft, ja sogar mit Staatswissenschaft wird es nachgerade vertraut gemacht. Schon im 10.—12. Jahre fängt das Mädchen seine Studienzeit an, es wird in irgend ein Mädcheninstitut geschickt, und kehrt es nach ein paar Jahren von da wieder ins Haus zurück, so will es schon bevorzugt und geehrt werden und regieren. Kommt die Tochter dann vollends im 16.—18. Jahre noch auf eine Art Mädchenuniversität, um sich in allen möglichen Wissenschaften noch weiter auszubilden, daneben aber das Leben sich so angenehm als möglich zu machen, so empfängt sie häufige Besuche von jungen Herren und wird von ihnen in die Kirche, in das Theater, auf Spaziergänge geführt. Diese Universität

ist für Viele die eigentliche Vorschule des ehelichen Lebens, und unmittelbar aus derselben geht die junge Dame gar oft zum Traualtar.

Von den jungen Eheleuten arbeitet nur der Mann, und dieser meistens außer dem Wohnhause und kommt nur Mittags und Abends heim. Da die junge Frau nichts vom Hauswesen versteht, auch nach der herrschenden Sitte keine Aussteuer erhalten hat, zudem Dienstboten ungeheure Ansprüche machen, so ist es leicht begreiflich, daß in den Städten die Sitte immer allgemeiner wird, in einem Gasthose eine Wohnung zu nehmen. Daher die ungeheuren Gasthöfe mit allen möglichen Bequemlichkeiten. (Neulich wurde in Newyork ein Gasthof mit eigenem Telegraphenbureau eröffnet, der 1000 Personen beherbergen kann.) Jetzt treffen sich Mann und Frau an der öffentlichen Wirthstafel und bleiben Abends so lange sitzen, bis sie sich endlich in ihr Schlafgemach zurückziehen. In diesem sitzt die junge Frau den ganzen Tag allein ohne alle Beschäftigung, außer ihrem Anzuge und allfälliger Besorgung ihrer kleinen Kinder; denn Alles besorgt der Kellner. Sie verlangt natürlich darnach, sich angenehm zu unterhalten, zu glänzen, gefeiert zu werden, — die Mittagstafel bietet hierzu prächtige Gelegenheit dar. Da sind der Gäste mancherlei, für die sie sich puzen kann; ehe sie sich's versteht, hat sie sich daran gewöhnt, mehr um diese als um ihren Mann sich zu bekümmern. So geht bald alles häusliche und eheliche Leben gänzlich unter.

Der verhinderte Zweikampf.

Ein launiger Advokat, welcher in seinen Witz und Ausfällen nicht sonderlich wählerisch war, schickte einmal einen anderen Advokaten, welcher die gegnerische Partei vertrat, auf eine so spitzige, aber zugleich so wirksame Weise mit einem guten Einfalle heim, so daß er nicht nur den Prozeß gewann, sondern auch den gegnerischen Anwalt dem allgemeinen Gelächter preisgab. Dieser war darob so erbittert, daß er dem satyrischen Kollegen eine Herausforderung zugehen ließ, welche auch angenommen wurde. Man kam überein, sich auf Pistolen zu schlagen, weil der gegnerische Anwalt halb lahmer war und an Krücken ging. Zum Wahl-

Platz war ein Wälzchen ausersehen, durch welches eine, übrigens seit Eröffnung der Eisenbahn wenig besuchte Landstraße führte; ein Meilenstein stand gerade am Saume der Richtung, auf welcher der Zweikampf vor sich gehen sollte, und der Fordernde ließ durch seinen Sekundanten bei dem Wälzholde anfragen: ob dieser nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er sich wegen seiner Lahmheit an den Meilenstein anlehne? — „Nicht das Mindeste“, war die Antwort. Nun wurde die Entfernung abgemessen, die Pistolen geladen, und der Lahme lehnte sich schon an seinen Meilenstein, als der Wälzling auf die scheinbar unschuldigste Weise durch seinen Sekundanten die Anfrage an den Lahmen richten ließ: ob er ihm auch eine Bitte gewähren wolle. „Je nun, und welche?“ fragte der Beleidigte. — „Daß Sie mir gestatten, mich an den nächsten Meilenzeiger anzulehnen, während wir auf einander feuern“, versetzte der Schalk, und diese Aeußerung brachte ein solch allgemein schallendes Gelächter hervor, daß der Gegner seines Grolles vergaß und sich auf dem Platz mit dem Beleidigter versöhnte.

So Gott will!

Ein Weber war ein Bruder Lustig und schaute dabei, wenn er seine Sprünge durch's Leben machte, weder nach oben noch nach unten. Der Mann hatte seit etlichen Wochen ziemlich fleißig an einem Stücke gearbeitet und hatte jetzt nur noch wenig Schüsse an seinem Weberschifflein zu thun, dann war er fertig. Es war Sonnabend Nachmittags, er konnte heute noch abschneiden, seine Löhnung holen und dann sich morgen einen lustigen Sonntagsnachmittag machen. „Frau“, so rief er, „setz bin ich gleich fertig.“ — „So Gott will!“ sprach die Frau, welche ein frommes Weib war. — „Ei!“ so sprach der Weber, „wenn er auch nicht will, so werde ich doch fertig.“ Er schob das Schifflein gar eifrig durch die Fäden, aber der Wurf war zu kräftig, es fiel hinab unter den Webstuhl. Der Mann, im Zorn über sein Ungeschick, sprang vom Sitze herunter, gerieth aber dabei zwischen die Fußlatten und brach ein Bein. Es dauerte jetzt 6 Wochen, bis er sein Stück fertig hatte.